

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 51

Artikel: Rudolf Trabold
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647074>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heimatgeist widersprechenden und darum verächtlichen Kultur. Und auch die Gestalten seines Romans waren auf diesen Gegensatz aufgebaut: auf der einen Seite die bewährte Großmutter Wani und ihr rührend treuer Freund, der stolze, reiche Froshögger, auf der andern der politisierende Nationalrat Zwälti und seine aufgedonnerte weiße Frau; dazwischen das junge Geschlecht: der Wiggeli Waidli, der glückliche Bauernsohn und später unglückliche Gymnasiaster und Stadthohn, um dessen Seele die beiden Gruppen sich streiten; sein entwurzelter Schulfreund Hardi; dann die rot-haarige Lini in der Wirtshaus zum Sandrain, Wiggels „erodüftiges“ und leidenschaftliches Bräutchen und späteres Frauen. In diesen Figuren und in ihrem Spiel und Gegenpiel fand der Heimatchutzgedanke seine literarische Verkörperung. — Aber auch die sprachliche Darstellung wirkte neu und erfrischend; Gotthelfs und Kellers Art, ungeheuer Ausdrücke des Dialektes in die Schriftsprache hinüberzunehmen und durch sie unmittelbar das Volksempfinden auszudrücken, schien hier bewußt wieder aufgenommen zu sein. Ueberhaupt stand die ganze Darstellung, die schlicht und wahr und unbekümmert auf das Ziel los ging und alle Dinge gleich bei ihrem wahren Namen nannte, angenehm an von alter unwarer und gequälenden Salonliteratur.

Trabolds erstes Buch war ein Versprechen. Man wartete lange vergeblich auf ein neues Werk des Schriftstellers, der sich so hoffnungserweckend eingeführt hatte. Der Krieg brach aus. Die Grenzen wurden gesperrt, viele geistige Quellen wurden verschüttet.

Im Jahre des Völkerbundes 1920 endlich erschien Rudolf Trabolds 2. Roman: „Die Herrin auf Wulatten“.¹⁾ Das Buch hatte lange keinen Verleger gefunden. Und doch war es wieder ein treffliches, heimatartiges Buch. Ein Unstern waltete über ihm; die äußere Ausstattung läßt nicht erkennen, wie gebiegen sein Inhalt ist; eine spätere Ausgabe muß das gut machen.

Trabold ist vor allem ein scharfer Menschenbeobachter. Seine Gestalten sind geschaut. Keine einzige Figur des Romanes ist vage und konstruiert. Im Gegenteil, Trabolds Menschen stehen wie lebendige Porträts vor uns, aber von poetischem Duft umweht, so daß man die müßige Frage: wen hat er wohl gemeint? vergißt. Es ist ein großes Geheimnis um diese Kunst der Menschendarstellung; nur wenige Schriftsteller ergründen sie ganz.

Da steht vor uns, allen voran, die herrliche Elisabeth von Brunnwil, eine Frauengestalt von großer innerer und äußerer Schönheit und Vollkommenheit. Die ganze leuchtende Ahnenreihe der edlen Frauengestalten unserer Schweizerliteratur, von Pestalozzis Gertrud bis zu Kellers Marie Salander und Gotthelfs Meieli oder Breneli leuchtet aus ihr heraus. Ihr Schicksal und Erleben hat Ähnlichkeit mit dem der Heldin in Wolf Frens historischem Roman „Die Jungfrau von Wattenwil“. Auch Elisabeth ist die Erbin eines alten Patriziernamens, als Mädchen hintangelegt, zugunsten des Bruders überverteilt und sonst durch Standesvorurteile gehemmt und eingeengt. Aber da hier nicht wie dort eine historische Heldin die poetischen Kreise stört, wirkt ihr Bild menschlicher und darum wärmer und nachhaltiger. Noch eine literarische Figur darf hier mit Trabolds Elisabeth genannt werden: Maria Wasers Anna Waser. In der seelischen Anlage stehen sie sich gleich: sie empfinden echt weiblich, d. h. warm, mütterlich, weich, liebend, leidenschaftlich. Beide finden ihr Schicksal an jüngeren Männern. Nur gestaltet Trabold dieses Schicksal positiver als Maria Waser es tut. Er läßt seine Heldin nicht an einem unwürdigen schwachen Manne zugrunde gehen.

Sein Emanuel Beierer, obschon bloß ein Bauernbuben von Herkunft, ist der Patrizierin ebenbürtig, er ist ein ganzer Mann. Er ist Künstler, aber keiner von der weiblichen Sorte, die dem Leben scheu aus dem Wege gehen.

Zwar ist auch Maler Beierer mit einer weichen empfindsamen Seele begabt; aber ein gesundes Bauernblut hält von ihm die Ansteckung fern, die dem jungen Künstler aus einer mor-



Rudolf Trabold.

hiden Großstadtkunst droht. Beinahe ist „Die Herrin auf Wulatten“ dem Verfasser unter der Hand zum richtigen Künstlerroman ausgewachsen. Die eigene Erfahrung in der Kunstübung verlorde zu fachlichen Exkursen. Sie stören nicht, denn sie sind voll abgegrenzt und wohl eingepaßt. Sie gehören zum Bild des Malerhelden. Das Malerauge kommt dem Verfasser sehr zu statten bei der Landschaftsschilderung. Seine Kunst, landschaftliche Stimmungen, als Spiegelbild und Agens seelischer Zustände, zu malen, bewährt sich glänzend im eindrucksvollen Schlußkapitel. Hier legt Trabold mit vollem Pinsel noch die letzten satten Farben auf das Bild der Berner Landschaft, das er diskret aber mit sicheren Strichen während der Handlungsführung gezeichnet hat. Er kommt hier in der Kunst der sicheren Vintenführung seinem geübten Landsmann von Tavel sehr nahe.

Auch die Nebenfiguren des Romanes sind mit psychologischer Schärfe gezeichnet. Eine Prachtgestalt, diese Mutter Beierer; scharf und sicher ist der Pächter Julius Beierer umrissen. Am wenigsten überzeugt die Gestalt der Albertine, der intriganten Freundin Elisabeths und verschrobener Schriftstellerin; sie ist zu sehr Karrikatur, als daß man ihren Einfluß glaubhaft finden kann. Ueberhaupt, die negativen Figuren liegen Trabold nicht. Es ist dies ein Glück für ihn. Es stellt ihn dies auf die positive Lösung ein. Mit psychologischer Notwendigkeit mußte Elisabeth ihr Schicksal in den männlich starken Armen Emanuels finden.

Die positive Lösung ist bei dieser Einstellung des Dichters auf das Gute und Schöne in der Welt auch da gegeben, wo scheinbar tragische Schicksalsverwicklungen vorliegen. Sein berndeutsches Drama „Hurni Frik“¹⁾ ist ein Beweis hierfür. Ein Ehedrama, das beinahe auf einen Selbstmord hinausläuft, schließlich noch versöhnlich, d. h. mit der

¹⁾ das ebenfalls im Verlag W. Trübch in Olten erschienen und kürzlich in einer prächtigen, abgerundeten Aufführung durch die Zytloggesellschaft in Bern geboten worden ist.

¹⁾ Verlag W. Trübch, Olten.

Perspektive auf einen glücklichen neuen Eheschluß nach erfolgter Scheidung von der unwürdigen ersten Frau enden lassen, das kann nur ein Künstler tun, der seiner Sache gewiß ist. Trabold ist es in diesem Falle. Er zeichnet wieder, wie im ersten Roman, warmblütiges Gegenwartsleben, das auch nicht an einem Endchen nach Literatur und Konstruktion riecht. Und wenn es doch möglich und wahr ist, daß eine herzlose und ehrgeizige Frau ihren Mann zu ihren egoistischen Zwecken mißbrauchen kann, daß ein tatendurstiger tüchtiger Mensch, wie Hurri Frik einer ist, zu spät erst merkt, daß er einer solchen Frau verfallen ist, und zu spät erst sieht, daß eine andere ihn versteht und ihn glücklich machen kann — warum sollte nicht die Scheidung und die Wiederverheiratung die richtige Lösung dieses Konfliktes sein? Man mag einen „Positivismus“, der so eng an das wirkliche Leben sich anschließt, als zu wenig künstlerisch, zu wenig literarisch empfinden. Wir können da nicht mitgehen. Uns packte das Drama, wie uns solche Fälle des wirklichen Lebens überhaupt ergreifen. Wir glauben, Trabolds positive Art, das Leben in der Dichtung zu korrigieren und gradlinig zu machen, wirkt befreiender als tausend Versuche unserer Pessimisten, es zu einer großen Tragödie umzudichten.

Zum Schluß noch einige biographische Notizen über den Dichter, damit der Leser weiß, von wem wir da lang und breit gesprochen haben. Rudolf Trabold ist am 26. Juli 1873 in Bern geboren. Seine Jugend verlebte er in unserer Stadt, fast sein ganzes übriges Leben aber im Ausland. In Genf und Paris studierte er Zahnheilkunde, in Straßburg bei Theodor Ziegler und Leitschuh Literatur- und Kunstgeschichte. Seinen Beruf als Zahnarzt übte er aus zuerst als Assistent in Frankreich, in der Schweiz, im Elsaß, in Oesterreich und Belgien; dann, 1903, etablierte er sich in Straßburg, von wo er sich kurz vor Kriegsausbruch nach Savoyen verpflanzte. Heute lebt und praktiziert er mit seinem Freunde im französischen Badeort Chambéry. Jedes Jahr verbringt er seine Ferien in seiner geliebten Schweiz, wo er dann seine Freunde aufsucht und ihnen sein Schweizerheimweh klagt. Sein neuestes Erzählbuch „Im Widerschein“, dem wir die hier kürzlich abgedruckte Novelle „Der Heilige und die Witwe“ entnommen, enthält viel Biographisches und sonst Bejammliches. Es sei mit den andern genannten Werken unsern Lesern im Hinblick auf die Feiertage warm empfohlen.

H. B.

Jakob Böhrt: Ein Rufer in der Wüste.

Roman. Leipzig-Zürich, Grethlein & Co. 1921.

Der Rufer in der Wüste ist Reinhart Stapfer, der Sohn eines Fabrikbesizers in einer großen Schweizerstadt, der sich mit gewaltiger Tatkraft emporgeschwungen, aber durch seine Energie sich viele Feinde geschaffen und durch seine Härte die eigene Familie unglücklich gemacht hat. Der drohende Zusammenbruch des Geschäfts infolge gewagter Spekulationen und das häusliche Elend bringen den ganz anders gearteten Sohn, der dem Vater die Jugend geopfert, zu dem Entschluß, der leidenden Menschheit zu helfen. Mit den herrschenden Kreisen entzweit, vom Proletariat, zu dem er hinuntergestiegen ist, mit Mißtrauen, ja zum Teil mit Feindseligkeit betrachtet, wird er doch nicht müde, sich der Armen und Hilflosen anzunehmen. Von seinen Gegnern meuchlings überfallen, stirbt er infolge schwerer Verletzungen auf dem großväterlichen Bauernhofe, nach dem er sich immer gesehnt hat.

Das 413 Seiten umfassende Werk ist ein Zeitroman im weitesten Sinne des Wortes. Nicht nur führt es uns eine Fülle von Begebenheiten vor, die organisch miteinander verbunden sind, sondern auch eine Menge Menschen von ausgeprägter Eigenart; alle Probleme, welche die Gegenwart bringen, alle Bestrebungen und Richtungen stellen ihre Vertreter. Wir finden den standesbewußten Patrizier, den fort-

schriftlichen Großindustriellen, Politiker und Kriegsobersten, den alten Bauern von altem Schrot und Korn, den emacrierten und den entwurzeltten Bauern, den deutschen Geschäftsmann, der in der Schweiz Stimmung für sein Vaterland machen will, den von einer Partei zur andern schwankenden Zeitungsschreiber, den fanatischen Arbeiterführer, den russischen Revolutionsprediger und den frommen Saluziten; den Trumfenbold, der sein armes Kind mißhandelt, und den geehrten Proletarier, der aus Not und Verzweiflung sich und seine Familie mit Gas vergiftet, endlich den Neuerer, der sich das indische Ideal der Bescheidenheit, der Unbekümmertheit zu eigen gemacht, aber seine Tochter dadurch ins Unglück treibt.

Dann die Frauengeitalen: Die ahnenstolze Aristokratin, die Patrizierstochter, die im Sport ihre Befriedigung sucht, die duldbende Gattin, die vor der Härte des Mannes in den See flüchtet, und ihre Tochter, die sich darüber bis zum Wahnsinn härt, das unverdorrene, gemütvolle Landmädchen, die Proletarierin, die, von ihrem Geliebten verlassen, zur Dirne wird; die herzlose Vermieterin, die eine arme Familie auf die Gasse setzt — sie alle sind mit kräftigen Strichen gezeichnet.

Und was erleben wir nicht alles! Ein eidgenössisches Schützenfest, ein militärisches Manöver, den Kaiserempfang, den Kriegsausbruch, den Generalstreik — das alles in immer Beziehung zur Handlung des Romans und die Wendepunkte derselben bezeichnend. Und dabei welche Freude an der Natur; die auch als Erlöserin aus dem menschlichen Elend gepriesen wird; denn der Verfasser betrachtet die Stadt mit ihrer Industrie, ihrer Gewinn- und Genußsucht als die Quelle alles Übels. In der Rückkehr zur ländlichen Einfachheit sieht der Held des Romans die Genesung der frankten Menschheit, nicht in der materiellen Besserstellung, die heute zu sehr in den Vordergrund gestellt wird.

Die schöne, oft bilderreiche Sprache, die auch an philosophischen Stellen nie von dem Gedankens Blässe angekränkelt ist, verrät Vertiefung in die Natur und das Volkstum; darum ist der Roman auch so frisch und gesund. Die Einstellung des Verfassers zu den Fragen der Gegenwart zeigt eine Aeußerung des Helden der Erzählung am Schluß des Werkes:

„Alles Große entstand auf dem Boden eines Vaterlandes, aus einem Volkskörper, und nicht in der Verschwonnenheit irgend einer Zwischenstaatlichkeit.“ Reinhart erträumt sich ein Volk, das der Welt ein Menschheitsideal vorbildete sowie einst ein Freiheitsideal, und das als Keimzelle im großen Organismus aller wirkte.“ Dieses Ideal sieht er in der Güte und Menschenliebe, die er selbst in seiner Person verkörpert, ohne aber den ihm gebührenden Dank zu empfangen. Er wird als ein Schwärmer verspottet, aber seine Gedanken verdienen verwirklicht zu werden.

Jakob Böhrt's Buch „Ein Rufer in der Wüste“ ist sein umfangreichstes und gediegenstes Werk, aus der Zeit für die Zeit geschaffen und, wie Paul Siegfrieds „brennendes Herz“, ein Werk von echt schweizerischem Gepräge, das unser eigenes Wesen widerspiegelt. Wir wünschen dem ebenso unterhaltenden als gehaltvollen Roman recht viele Leser.

Dr. H. Stidelberger.

En alti verschüpfti Lante.

Erinnerunge vo-me-ne ehemalige Brunngräbler.

5

Unvergäbllich und i guetem Andänke ich und blibt üse guete-n-alte Papa Franz Choki, gewäzene Züghuus-buechhalter, e grundbrave Ma vo guldluteren Charakter; er ich i sim Huus Nr. 20 im erschte Sächtoä gwohnt. I geh ne no jike, wie-m-er albez mit sim schön agroufkte Meer-schuumpfich u d'm Sächtoä mit Affeibeigriff d'Gaf uf träp-pelet ich gäge d's Büro zue im alte Züghuus. Si's vergätkerete Fänschter het gäge Züghuusgaf üse gluegt, wo me ne geng flüchig hinter sine Buecher het gseh arbeite.